

Wohnraum für Existenzminimalisten

Ein idealtypischer Entwurf für die Praxis

Studie des Pestel Instituts in Zusammenarbeit mit der
Wohnungsgenossenschaft Gartenheim eG

März 2013

Dr. Thomas Köhler

Einleitung

Wir gehen davon aus, dass der moderne Wohnungsbau Traditionen und Gewohnheiten ausgebildet hat, die er abstreifen muss. Er steht heute noch ganz fest und unbeirrt in der Tradition einer Wachstums- und Überflussgesellschaft. Egal ob modernistische oder post-modernistische Stilisierung des Baus, gleichgültig ob für eher reiche oder relativ ärmere Schichten der Bevölkerung, stets wird beim Bauen angestrebt, die Umsetzung von Wohlstandsgewinnen sichtbar zu machen. Ein zurück zu kleineren, bescheideneren Maßverhältnissen gilt geradezu als Sündenfall.

Dabei sind unsere Ansprüche, unsere alltäglichen Maßverhältnisse beim Herstellen und Verbrauchen von Gütern für den Planeten, auf dem wir leben, zunehmend überzogen und untragbar. Schon vor vierzig Jahren wurde in dem ersten Bericht an den Club of Rome *Die Grenzen des Wachstums* ebenso eindrucksvoll wie folgenlos gezeigt, dass eine (Welt-)Gesellschaft, die ihren Wohlstand an exponentiellem Wachstum ausrichtet, zum Scheitern verurteilt ist.¹ Das Thema ist in den letzten vierzig Jahren immer wieder breit debattiert worden, eine Problemlösung kam dabei aber nicht in Sicht. Weltweit wachsen die Ansprüche weiter an, die Verbräuche, die Rohstoffentnahmen und späteren Mülleinträge und die damit verbundene Zerstörung des Planeten nehmen weiter in einer steil ansteigenden Kurve zu.

Seit einigen Jahren werden die Stimmen, die eine Umkehr einfordern, wieder lauter. Wenn es um positive Lösungsansätze geht, wird dabei die Entwicklung und Unterstützung von genügsamen Lebensweisen gefordert; von Lebensweisen, die überwiegend oder nur noch an einem immateriellen Wachstum orientiert sind (also etwa an Bildung, an „innerem Wachstum“), und die als Avantgarde-Lebensweisen im übrigen auch Wege für den tiefgreifenden kulturellen, sozialen und infrastrukturellen Wandel eröffnen sollten, der für die eigene Praxis Naturverträglichkeit ermöglichen würde.² Diese Lebensweisen und ein ihnen entgegenkommender Wohnungs(um)bau sollen – für eine Wohnungsbau-Genossenschaft keineswegs gewöhnlich – unser Thema sein.

Wie können diejenigen, die sich im Sinne einer Lebensstil-Avantgarde der Genügsamkeit entfalten wollen, wie kann das Milieu der Suffizienz mit neuen Wohn(ungs)formen, aber auch mit dem passenden Umbau im Bestand unterstützt werden? Wie will diese selbstberufene Avantgarde des Simple Way of Life leben, wie will sie wohnen, wie sich versorgen, arbeiten, unterwegs sein? Und welche Möglichkeiten gibt es für eine leistungsfähige Genossenschaft, diesem Milieu die herbeigesehnten Quartiers-Infrastrukturen für eine zukunftsfähige, Ressourcen schonende Lebensweise zu verschaffen?

Um diese Fragen beantworten zu können, haben wir im Pestel Institut eine kleine theoretische und empirische Forschung zu Kultur und Lebensweise einer Lebensstil-

¹ Dennis Meadows u.a.: *Die Grenzen des Wachstums*. Bericht an den Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972; und zuletzt Jorgen Randers: 2052. Eine globale Prognose für die nächsten vierzig Jahre, München 2012

² Vgl. exemplarisch Niko Paech: *Befreiung vom Überfluss*. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie, München 2012; Meinhard Miegel u.a.: *Für einen Bewusstseinswandel*. Von der Konsum- zur Wohlstandskultur, Bonn 2011

Gruppierung unternommen, die bereits in einigen Publikationen der Wohnungsgenossenschaft Gartenheim eG als „**Existenzminimalisten**“ benannt worden ist, die wir im nachfolgenden (ab Seite 10) kurz „**EM**“ nennen. Diese Lebensstil-Gruppierung sollte mit unserer Untersuchung zunächst einmal in idealtypischer Weise, also ganz nach der inneren Konsequenz der milieutypischen Leitthemen und -gedanken im Bezug auf die Wohnformen dargestellt werden.³ In einem zweiten Schritt wird es um den Minimalismus im Handgemeine gehen, um einfache und praktikable Varianten, die als nahe liegende Abwege und kreative Mischformen interessant sind.

Zukünfte des (Um-)Bauens und der Stadtentwicklung

Hintergrund unserer Studie ist die Einsicht in die Notwendigkeit zu einem tiefgreifenden Umdenken und zu einer anderen Alltagspraxis.

Es geht dabei um eine sehr weitreichende Umgestaltung des Alltagslebens und der uns umgebenden Infrastrukturen, denn die Grenzen des Wachstums und der Naturverbräuche wurden seit langem missachtet und überschritten. Alles deutet darauf hin, das der erschöpfte Planet uns diese Grenzen bald und unausweichlich in Erinnerung bringen wird. Die notwendige Umgestaltung können wir noch eine Zeit lang ‚proaktiv‘ vornehmen, also ohne dass äußere Zwänge uns direkt und unmittelbar nötigen, uns zwingen. Allerdings werden wir in naher Zukunft dazu gedrängt sein – dann aber sind die Freiheitsgrade unseres Handelns schon eingeschränkter als heute, wir arbeiten unter immer höherem Druck und mit immer weniger Ruhe.⁴

Es geht um die Herstellung und Erhöhung von lokaler Resilienz, d.h. Widerständigkeit oder Krisenfestigkeit – um die Fähigkeit von Stadt und Bürgern, im tiefgreifenden Wandel, auch bei plötzlich und heftig eintretende Krisen *stabil und durabel*, in sich gefestigt agieren zu können. Konzeptionen für eine resiliente Stadt nehmen den traditionellen Gedanken der Bürgerlichkeit auf: *Burg* zu sein, in der man sich zum gemeinsamen Schutz gegen die Fährnisse als Versorgungsgemeinschaft zu organisieren vermag. Allerdings sind die Schutzvorkehrungen nun völlig andere, da auch die Risiken völlig andere geworden sind. Waren es vormals neben den katastrophalen Naturereignissen Brand, Flut, Sturm, Beben und den daraus resultierenden Versorgungs- vulgo Ernährungskrisen vor allem marodierende Banden oder ganze Heerscharen, derer man sich erwehren musste, so geht es heute um die aus sehr langkettigen Versorgungsstrukturen resultierenden Risiken einer globalisierten Ökonomie mit ihrem immer weiter ansteigendem Ressourcenverbrauch. Und es geht um den Klimawandel mit seinen erwartbaren Extremereignissen auch auf sozialer Ebene. Kurzum, es geht um die unüberschaubaren Risiken einer Moderne, die

³ Ein Idealtyp wird aus empirisch erhobenen Befunden gewonnen, nicht nur aus Textanalysen, auch aus Gesprächen, Interviews, Fokusgruppen. Er wird aus den vorgefundenen Ideen und Haltungen, die es in dieser Reinform real nicht geben muss, zu einer zugespitzten Gedankenfigur verdichtet.

⁴ Die globale Prognose von Randers, vgl. Fn. 1, geht für die nächsten vier Jahrzehnte von einem wachsenden Preisdruck bei gleichzeitig sinkenden Einkommen aus, die von den notwendigen Umbauten für die Energiewende und den Reparaturleistungen am Planeten bedingt sind.

die Natur tiefgreifend verändert und damit ‚Antworten‘ der Natur herausfordert, die das bürgerliche Dasein in ihren Grundfesten erschüttern.

Wie sieht eine resiliente Stadt aus? Wie kann eine Stadt, wie können Bürger für die Schulden an einem überstressten Planeten *bürden*? Die Antworten darauf müssen vielfältig sein, oft etwas Tastendes haben, möglichst viele Lösungswege einbeziehen – schon deswegen, weil es sich bei der Herstellung von Resilienz verbietet, eindimensional programmierte und irreversible Entwicklungspfade anzustreben.

Einige Allerweltsweisheiten sind jedenfalls beachtenswert, gerade im Hinblick auf die aktuellen Praktiken der Stadtplanung und des Städtebaus. Orte sollten viel stärker in der Lage sein, ihre Ökonomie aus den lokalen Ressourcen zu speisen, und sie sollten dabei die Ressourcen sehr sparsam und auch sehr achtsam verwenden. Das ist nur innerhalb solcher Ökonomien zu erwarten, die deutlich weniger globalisiert bzw. entbettet sind, die also durch eine (Wieder-)Einbettung in die lokalen Gegebenheiten charakterisiert sind. Re-Lokalisierung und Regionalisierung müssen bestimmt nicht ausschließliche Zielsetzungen sein, aber sie sollten als Potential aufmerksam verfolgt werden und überall dort Anwendung finden, wo sie sich Anwenden lassen können.

Da die Rohstoffpreise aktuell zwar hoch erscheinen, sich historisch aber immer noch auf langfristig unhaltbaren Niedrigständen befinden, sollten schon jetzt Wege entwickelt werden, die auch im aktuellen Preisgefüge Handarbeit, Handwerk und lokale Versorgung mit Rohstoffen und Material greifbar erscheinen lassen. Derzeit handelt es sich bei der Handarbeit, dem Handwerk und der lokalen Versorgung geradezu um Luxusgüter, die von industriellen Angeboten zurückgedrängt wurden. Dieser Weg der produktivistischen Moderne mit ihren gewaltgestützt niedrigen Energie- und Rohstoffpreisen ist zunehmend destruktiv und sollte in zeitgenössischen Projekten soweit wie möglich vermieden werden.

Dabei sollten die großen Errungenschaften der modernen Architektur und Stadtplanung aufgenommen werden. Das Bauhaus-Programm setzte auf einen industrialisierten Wohnungsbau, um die Verbilligung und damit Demokratisierung bürgerlicher Standards durchzusetzen. Es wäre abwegig, solche Erkenntnisse und Praxisansätze auszuklammern. Aber die Industrialisierung ist umgeschlagen in eine naturvergessene Expertisierung, die auf den Rahmen der Exzessökonomie passt, sie hat den Bürgern, die sich ja gerade über die demokratische Selbstbestimmung und eine gemeinsam abgestimmte Selbstversorgung definierten, zu Kunden und Klienten degradiert, die wie zum Konsum erzogene Kinder einfach *immer nur immer mehr* wollen.

Allerdings werden die die Problemzusammenballungen nicht mit Lehmhüttenbau und Meditation bewältigen können. Es geht bei der Suche nach einem angemessenen Wohnungsbau demnach nicht um die Entgegensetzung von falscher Moderne und New Age oder ähnlichen vereinfachenden Entgegensetzungen, sondern um eine doppelte Paradigmenentflechtung, eine Neusortierung von derzeit unheilvoll fusionierten Elementen. An Errungenschaften der Moderne, wie etwa das Bauhaus sie repräsentiert, wäre nur teilweise festzuhalten; und auch das unsinnig Überschießende des New Age und des Ökospiritualismus wäre kenntlich zu machen, ohne diese Ansätze vollends zu verwerfen.

Wachsende Stadt, schrumpfender Verbrauch

Der Trend zur Urbanisierung wird sicher anhalten, kaum etwas spricht dagegen. Die Kunst liegt darin, die Verbräuche – Energie, Rohstoffe, Raum, Umwelt und Natur – in den wachsenden Städten drastisch und zügig zum Schrumpfen zu bringen. Das meint der Begriff *Degrowth*: Es muss eine Ökonomie entstehen, die immer weniger Natur in Anspruch nimmt, es müssen weite Bereiche unseres Stoffumsatzes von den Wachstumszwängen entkoppelt und reduziert werden (womit nicht unbedingt der Rückgang des Brutto sozialprodukts verbunden sein muss, denn ein BIP kann prinzipiell auch immateriell wachsen). Es geht also um die Reduzierung unseres ökologischen Fußabdrucks, wohl-gemerkt um eine drastische – bis 2050 müssten wir im pro Kopf Durchschnitt die Marke von zwei globalen Hektar unterschritten haben.

Eine derart drastische Reduktion um etwa zwei Drittel unserer jetzigen Verbräuche ist lediglich mit Effizienzgewinnen nicht zu haben. Und an dieser Stelle kommen neben den technologischen Effizienzstrategien die kulturellen und gesellschaftspolitischen Suffizienzstrategien ins Spiel, die uns im folgenden bezogen auf den Wohnraum beschäftigen werden.

1. Die Wohnung für das Existenzminimum

In den 20er Jahren formierte sich aus unterschiedlichen Ansätzen heraus eine Initiativbewegung für neuartiges Bauen in möglichst effizienten Klein- und Massenformaten. Die Initiative wandte sich mit ihrer Bestrebung, ein besonders kostengünstiges Bauen und Wohnen zu ermöglichen, nachdrücklich an die vielen Menschen aus den unteren Schichten, den Proletariern (Arbeiter, Facharbeiter) und Sub-Proletariern (Tagelöhner).

Besondere Bekanntheit erlangte sie durch das Projekt von Ernst May, der als Stadtbaurat in Frankfurt 1929 zum Kongress *Die Wohnung für das Existenzminimum* eingeladen hatte (vgl. nebenstehende Abbildung). In der Broschüre wimmelt es von Wohnungsgrundrissen, die uns heute furchtbar beengend und ärmlich vorkommen, die aber damals als zu erreichender Standard für untere Lebenslagen anhand von Best Practice Beispielen eingefordert wurden (wir werden unten noch genauer darauf schauen). Wichtig waren privater Raum, sichere und praktische Versorgungsstrukturen sowie Licht und Luft für ein menschwürdiges Dasein – und tatsächlich dürften ja auch heute noch die Milliarden Menschen, die in absoluter Armut leben, solche kleinen, einfachen, aber geordneten und alles in allem *ausreichenden* Wohnräume als Traumwohnungen ansehen.

In den hoch industrialisierten Ländern, den Wohlstands- und Überflusgesellschaften hat sich im vergangenen Dreivierteljahrhundert allerdings so viel verändert, dass uns diese Standards etwas läppisch vorkommen. Die Nachkriegszeit in Deutschland war in den ersten drei Jahrzehnten zunehmend von Vollbeschäftigung und ungeahnten Einkommenszuwächsen geprägt. Die Menschen in Deutschland, die ja noch ganz angefüllt waren von Erfahrungsmustern aus der Zeit der proletarisierten Industriegesellschaft und der politischen Extreme, gewöhnten sich erst zögerlich, dann aber mit geradezu überschäumender Lust an die Konsum- und Bedürfnisexpansion. Das Wirtschaftswunder setzte neue Lebensstandards für das Wohnen, das Arbeiten, für die Mobilität und die Ernährung usw.; und Zug um Zug änderten sich mit den materiellen Standards auch die Haltungen, die Gewohnheiten, die Anspruchsniveaus: Bescheidenheit und Genügsamkeit gerieten als gelebte Ethiken des Alltags ins Abseits und gehörten – wie es eine Zeitlang schien – schon mit den kulturellen Umbrüchen der 68er (die freilich schon in den 50ern einsetzten) endgültig zum alten Eisen überkommener Traditionen.

Die Wohnungen wurden schnell größer, der pro Kopf beanspruchte Wohnraum wuchs rasant. Heute ist die durchschnittliche Küche einer Mittelschichtfamilie so groß wie die damals noch bescheiden angestrebte eigene Wohnung insgesamt. Dabei ist sie gerne offen geschnitten, transformiert zur luftigen Wohnküche, die in einen möglichst großzügigen Ess- und Aufenthaltsbereich mündet. Diese Küche hat Repräsentationsfunktionen und gehört zum modernen Salon, in dem man bei abendlichen Zusammenkünften mit Freunden einen kultivierten Lebensstil mit teuren Weinen, raffinierten Rezepten und auf-

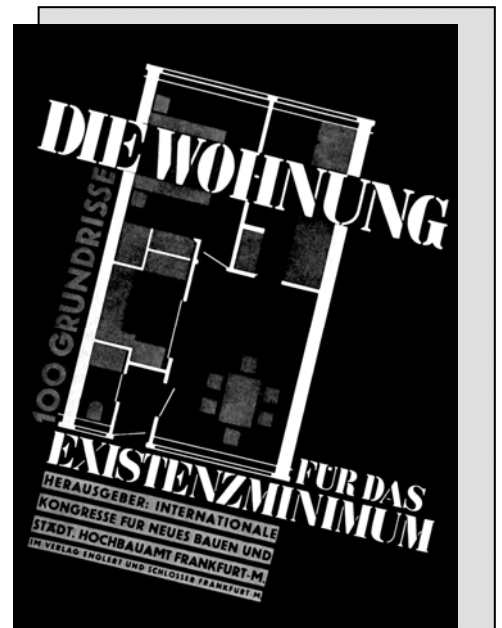


Abb.: Cover der Broschüre von 1930

wendige Menüs inszeniert und sich damit die möglichst gehobene Mittelschichtexistenz unter Beweis stellen kann.

Zum ansteigenden Konsum und Komfort passt eine schrumpfende Bevölkerung. Die Trends sind bekannt: „Gegenwärtig leben 82,06 Millionen Menschen in der Bundesrepublik, im Jahre 2050 werden es nur noch 69 bis 74 Millionen sein (Statistisches Bundesamt 2009), rein rechnerisch wären bei der günstigsten Variante ganz Niedersachsen, bei der ungünstigsten zusätzlich auch noch Berlin, Hamburg und Bremen entvölkert. Ohne Zuwanderung wären es sogar 25 Millionen Menschen weniger. Heute bereits ist jeder fünfte Bewohner der Bundesrepublik Migrant oder direkter Nachkomme von Migranten, insgesamt sind es über 15 Millionen. Im Jahre 2050 wird ihr Anteil sehr viel höher sein, auch wenn kein einziger mehr zuwandern sollte, weil die hier lebenden Zuwanderer jünger sind und sich noch nicht an die niedrigeren Geburtenraten der Deutschen angepasst haben.

Die Deutschen werden weniger, aber sie leben auch immer länger. Wenn die bisherigen Trends beibehalten werden, führt beides zusammen dazu, dass der Anteil der Alten (über 60 Jahre) an der Gesamtbevölkerung von knapp 15% im Jahr 1950 auf fast 38% im Jahr 2050 angestiegen sein wird. Die Zahl der Hochbetagten (über 80 Jahre) steigt noch schneller – allein zwischen 2000 und 2020 wird sich ihr Anteil verdoppeln –, bis ihr Anteil im Jahr 2050 auf 12% gestiegen sein wird.“⁵

Diese Schrumpfungstendenz fällt in Deutschland besonders drastisch aus, lässt sich aber überall beobachten, wo Bildungsstand, Lebensalter und Konsum wachsen – ein beinahe gesetzmäßiger säkularer Trend.

Erste Bruchlinien in solchen Trends einer *affluent society*, einer Gesellschaft im Überfluss – gesicherte Vollzeitarbeitsplätze, steigender Waren- und Kalorienverbrauch, qualitativ und quantitativ anwachsende Wohnraum- und Mobilitätsversorgung – zeigten sich schon in den 70er Jahren. Der oben schon erwähnte, weltberühmt gewordene Bericht an den Club of Rome *Die Grenzen des Wachstums* von 1972 beschäftigte sich mit den Umwelt-, Ressourcen-, Bevölkerungs- und anderen Progressionsproblematiken, die früher oder später Trendbrüche wider die Affluenz erzwingen würden.⁶ Drastisch zeigte sich dann schon 1973 mit der Ölkrise und den von nun an wachsenden Arbeitslosenzahlen die Fragilität der gerade herbeiphantasierten immer währenden Prosperität. In den 90ern mussten wir uns dann sukzessive an *jobless growth*, an die Flexibilisierung und Prekarisierung des globalisierten Postfordismus gewöhnen. Immerhin, der Wohlstand wuchs weiter – wenn auch mit zunehmender Ungleichheit.

Die aktuell grassierende Wachstumsdebatte hat die wachsende Ungleichheit und die für das Europa der Nachkriegszeit noch ganz überraschende Schock-Politik der Austerität zum Hintergrund. Hier geraten die von der Ökoszene ja eigentlich gewollten, nunmehr aber von der Wirtschaftskrise gegen den Willen verarmender Bevölkerungsschichten durchgesetzten Trendbrüche in eine traurige Amalgamierung:

⁵ Walter Siebel: Chancen und Risiken des Schrumpfens, in: *Leviathan* 2/2009, S. 219-235, hier: S. 220ff.

⁶ Vgl. Fn. 1

- **Kalorienverbrauch:** Trendbrüche sind bei der Ernährung notwendig. Der Kalorienverbrauch steigt ja zunächst bei der direkten Nahrungsmittelaufnahme an, wo er dann entweder massenhaft Adipositas (Fettleibigkeit) auslöst wie extrem in den unteren Schichten der USA zu sehen. Oder wo in den oberen Schichten sich dieser Kalorienverbrauch als Energie verwandelt, die in den immer ausgesuchteren Nahrungsmitteln steckt, im aufwendigen Transport, in der aufwendigen Zubereitung und in der aufwendigen Küchenausstattung. Der Trendbruch läge hier nicht nur im Verzicht auf rotes Fleisch – das zeichnet sich in den oberen Schichten schon ab – sondern zudem in einer insgesamt deutlich einfacheren, *genügsameren* Zubereitung regional-saisonaler Nahrungsmittel.
- **Fremdversorgung:** In der Masse ist die beinahe vollständige Entkopplung der Haushalte von Selbstversorgung (Subsistenz) durchgesetzt. Das lebt sich auch ganz komfortabel. Wer will schon noch genötigt sein, Lebensmittel aus dem Garten zu holen oder gar Haushuhn und -schwein oder anderes Nutzgetier versorgen müssen. Aber auch hier zeichnet sich jedoch eine Trendumkehr ab, die mit den Themen Gesundheit und Versorgungssicherheit zusammenhängt.
- **Mobilität:** Auch der Trend zu immer mehr und immer größeren PKWs, immer mehr gefahrenen Kilometern, wird gebrochen werden. Bei Jugendlichen ist diese Tendenz schon sichtbar; sie beruht mindestens in den unteren Schichten schon auf geringer werdenden Konsummöglichkeiten.
- **Haushaltsgröße:** Ziemlich neu an der Entwicklung in den altindustriellen Ländern ist, dass die immer kleineren, immer älteren Haushalte auch über immer weniger Einkommen verfügen. Außerdem wird die Energie teurer. Daher wird auch die pro Kopf-Wohnfläche, die in den letzten Jahrzehnten stets angestiegen ist, wieder kleiner; vieles deutet darauf hin, dass von diesem Schrumpfungstrend weitere Lebenslagen und Milieus erfasst werden.

Die Wohnungen, die Pro Kopf-Wohnflächen sollen also wieder kleiner werden? Das klingt wie eine Drohung, wie ein Rückfall in die Standards vor unserem Wirtschaftswunder, wie eine Reduzierung selbst der Mindeststandards. Und ausgerechnet diejenigen, die es ohnehin schon schwer haben, sollen derart einschränkende Wohnräume angeboten bekommen?

Vor dem Hintergrundthema der Grenzen des Wachstums wird jedoch die prognostizierte Trendumkehr einer wichtigen Erkenntnis gerecht: Das Wachstum der Inanspruchnahme von Ressourcen (Rohstoffen, Energie, Flächen), das im Zuge des sog. Wirtschaftswunders, also seit den 60er Jahren für unser Verständnis von Wohlstand und Lebensgenuss immer selbstverständlicher geworden ist, kann nicht ewig andauern, denn die Zerstörung des Planeten ist dessen unausweichliche Konsequenz. Deswegen ist eine Trendumkehr und die rasante Reduktion in den meisten Verbrauchssektoren, auch bei der Inanspruchnahme von Wohnfläche, als ein anzustrebendes Ziel anzusehen.

Problematisch an dieser jetzt langsam in Gang kommenden Umkehr ist, dass sie sich sozial unausgewogen vollzieht und, falls auf dieser Ebene des Sozialen nicht parallel eine

tiefgreifende Trendumkehr stattfindet, so überflüssige wie schmerzhaft Verwerfungen, Konflikte und Verzögerungen hervorrufen wird.

Exkurs zu den Lebenslagen am Existenzminimum und Lage am Wohnungsmarkt in der Region Hannover⁷

Wie viele Menschen leben eigentlich am Existenzminimum?

■ „In der Region Hannover leben Ende 2009 rund 134.000 Menschen, die zur Sicherung des Existenzminimums auf staatliche Mindestsicherungsleistungen angewiesen sind. Das entspricht einem Bevölkerungsanteil von rund 12 %.“ Niedrigstwerte finden wir in Isernhagen mit 4,41% oder Wedemark mit 4,83%. Die meisten Leistungsbezieher konzentrieren sich in der Stadt Hannover, wo von 510.809 EinwohnerInnen am 31.12.2009 insges. 81.044 Empfänger/innen von Mindestsicherungsleistungen sind, ein prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung von 15,87%. Von diesen bezogen 52.579 Empfänger/innen Arbeitslosengeld II (eHb), 18.399 Sozialgeld (neHb), 8.274 Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsunfähigkeit außerhalb von Einrichtungen (GruSi a. v. E.), 1.055 Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen (HLU a. v. E), 737 Empfänger/innen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG).

Wir müssen allerdings noch eine Dunkelziffer hinzurechnen, denn längst nicht alle, die am Existenzminimum leben, beziehen auch staatliche Leistungen. Viele ALG II-Bezieher arbeiten und müssen aufstocken; viele die arbeiten verdienen gerade soviel, das aufstocken nicht mehr möglich ist. Und es gibt Menschen, arbeitend oder in Rente und vielleicht nebenher jobbend, die unterhalb der Regelsätze leben, weil ihnen der Gang zum Amt zu schwer fallen würde.

■ Fest steht, „□inzwischen ist rund jedes 8. Hauptbeschäftigungsverhältnis in der Region Hannover ein gering entlohnter Minijob mit einem Einkommen von bis zu 400 Euro monatlich.“

Und in welcher Haushaltsform leben diese Menschen?

■ Bekanntlich häufen sich in den untersten Einkommensgruppen die kinderreichen Haushalte. Der Anteil von Kindern in der Mindestsicherung beträgt 28,1% (S. 102).

■ Insgesamt gibt es in der Region Hannover 561.242 Haushalte. Davon sind Einpersonenhaushalte ohne Kinder 243.872, bzw. 43,5%, Mehrpersonenhaushalte ohne Kinder 202.268, das entspricht 36,0%. Insgesamt haben wir damit 446.140 also 79,5% Haushalte ohne Kinder – und demgemäß gibt es Haushalte mit Kindern lediglich 115.102, das sind 20,5%, davon allein Erziehende 25.566, 4,6%.

In der Großstadt Hannover mit ihren insges. 285.291 Haushalten fällt dieses Verhältnis noch drastischer aus: Es gibt insgesamt 48.424 Haushalte mit Kindern, das sind 17,0%; 236.867 Haushalte, demnach sind 83,0% der Haushalte ohne Kinder**. Von den knapp 285.000 Haushalten Hannovers sind 150.970 bzw. 52,9% Einpersonenhaushalte ohne Kinder und 85.897 bzw. 30,1 Mehrpersonenhaushalte ohne Kinder.

⁷ Die Daten stammen aus Dezernat für soziale Infrastruktur: Sozialbericht der Region Hannover. Berichtsjahr 2009, o.O., o.J.

■ „Rund ein Drittel aller Haushalte in der Region Hannover sind Haushalte älterer Menschen ab 60 Jahre, von denen wiederum in gut einem Drittel Personen über 75 Jahre leben. Knapp 44 % aller Haushalte sind Singlehaushalte, nur in jedem fünften Haushalt leben Kinder unter 18 Jahren.“ In der Region Hannover haben wir 188.252 also 33,5% Haushalte mit einem Haushaltsvorstand, der 60 Jahre oder älter ist. In Hannover mit insges. 285.291 Haushalten gibt es 83.978 60+-Haushalte, das sind 29,4%, ein knappes Drittel, davon sind etwas mehr als die Hälfte Einpersonenhaushalte (45.407) und immerhin 38.571 Mehrpersonenhaushalte.

Zusammengefasst ist der Trend: Es gibt immer mehr ärmere Haushalte mit vielen Kindern; aber insgesamt gibt es immer mehr Single-Haushalte, und diese immer kleineren Haushalte werden immer Älter.

Obwohl historisch noch ganz jung ist an der Zunahme der Single-Haushalte eine von unserer Gesellschaft gewollte Tendenz erkennbar: die Alterung sowie die praktisch ebenso unumstritten gewollte Individualisierung. Und historisch noch jünger ist der Trend einer Zunahme ärmerer, kinderreicher Haushalte; dieser Trend entspricht nicht unbedingt einem gesellschaftlichen Konsens, aber es gibt ihn.

2. Vom Existenzminimum zum Existenzminimalismus

Solche Angaben über Lebenslagen in Hannover sagen noch nichts aus über die Lebensweisen, die in diesen Lebenslagen gelebt werden. Wie sieht der Alltag aus in der Gruppe derjenigen, die alleine am Existenzminimum Wohnen, die auf das Rentenalter zugehen ohne eine Rente erwarten zu dürfen die über dem Existenzminimum liegt; wie leben diejenigen, die schon mit Ende Vierzig eine frugale Lebenslage vor Augen haben, die sie nicht mehr umwählen können, sondern auf die sie sich mit mehr oder minder geeigneten Mitteln einrichten?

Üblicherweise wird mit dieser Lebenslage nichts Gutes assoziiert. Kulturelle Isolierung, schlechte Ernährungsgewohnheiten, nicht Fitness und Leistungsbegeisterung, sondern Passivität, übermäßiger Medienkonsum, Drogenabhängigkeit wie Alkoholismus und andere Formen der Deprivation – das sind die Erwartungen, und tatsächlich gibt es auf statistischer Ebene die Bestätigung, das alles eben genannte in diesen Lebenslagen überdurchschnittlich oft vorkommt.

Das Leben am Existenzminimum ist anstrengend, freilich von anderen Anstrengungen geprägt als das Leben in den Upper (Middle) Class Bereichen der Gesellschaft, wo prallvolle Terminkalender und präzise Taktung des Alltags vorherrschen. Die Anstrengungen im Alltag der Armuts(gefährdungs)lagen sehen deutlich anders aus: Arbeitslose empfinden belastende Situationen oft viel schneller als Stress, weil sie sich in ihrer Lebenslage ökonomisch am Limit befinden. Wenig positive Anerkennungsmomente, sondern Marginalisierung und Abwertung bedrohen die Ich-Integrität. Einsamkeit, Ängste und Sorgen lassen für positive Visionen und Erfahrungen wenig Raum, die Belastungen können nur mit den billigsten Ablenkungen – Fernsehen, Genuss billiger Nahrungsmittel u.ä. – kompensiert werden.

Berühmt geworden sind auch die Kulturen der Armut, womit Lebensweisen gemeint sind, in der es den Menschen in wenig nachahmenswerter Weise gelungen ist, mit den Ämtern und den Ausgrenzungen auszukommen. In TV-Reportagen wird vorurteilsvoll, sogar mit schadenfrohem Voyeurismus über die Scham- und Geschmacklosigkeiten derjenigen berichtet, die es sich ganz unten eingerichtet haben.

Aber das ist ein plattes, eindimensionales, teilweise sogar bösertiges Bild. Tatsächlich trifft man in diesen Lebenslagen regelmäßig Restbestände tradierter Bescheidenheitsethiken an, die allerdings viel an Einfluss verloren haben. Hier kommt man mit wenig aus und würde sich auch schämen, wenn man „über die Verhältnisse“ leben und „anderen mehr als nötig zur Last fallen“ würde. Viele meiden Jobcenter oder „das Amt“, obwohl sie anspruchsberechtigt wären; man schlägt sich mit dem Wenigen, das erwirtschaftet wird, mehr recht als schlecht durch. Über diesen Zustand wird lamentiert, insgesamt wird aber mehr als nötig die eigene Knappheitsexistenz in der Nachknappheitsgesellschaft den eigenen Defiziten zugeschrieben und man richtet sich ein.

Als ganz anders ausgerichtete Gruppierungen gibt es in den vielschichtigen Lebenslagen der Armut(sgefährdung) auch die Lebenskünstler, die Visionäre für alternative Erfahrungszusammenhänge, die Kreativökonomien eines genügsamen, aber nicht armseligen

Alltags, über die in anderen Tönen berichtet wird. Die Existenzminimalisten – so wollen wir dieses Milieu nennen – machen einen beträchtlichen Teil dieser Lebenslagen in den unteren Strata der Gesellschaft aus und werden von uns als wichtiges Avantgardemilieu für die fälligen Trendbrüche begriffen.

Die idealtypische Existenzminimalistin

Gebrochen wird mit den Trends (a) zum Immer mehr; (b) zur Vereinzelung; und (c) zur Fremdversorgung. Die Grundannahmen und Kern-Alltagspraktiken der idealtypischen Existenzminimalistin – wir bevorzugen der Einfachheit halber die weibliche Form – sehen dann ungefähr so aus:

(a) Vom unersättlichen Immer mehr hin zum einfachen Genug haben

Das Ethos der Existenzminimalisten ist ganz wesentlich auf meist leidenschaftlich vertretenen Ideen der Genügsamkeit gegründet. EMs leben, so die klare Empfindung, in einer Gesellschaft des Überflusses, und das kritisieren sie – ideologisch und theoretisch, aber auch ganz praktisch, indem sie einen Lebensstil der freiwilligen Einfachheit für ihre Alltagspraxis kreieren. Sie brauchen nicht viel Geld, und sie wollen auch nicht vom Geld abhängig sein. Denn Geld ist Wurzel vieler Übel, die Bedeutung des Geldes muss zurückgedrängt werden, würde die alles überragende Bedeutung des Geldes sich abschwächen, könnten wir Wohlstandsgesellschaftskinder besser, echter Leben – dafür treten die Existenzminimalisten ein.

Übrigens, der hier vorgestellte Idealtyp klammert all diejenigen aus, die nur Lippenbekenntnisse leisten und sonst aber dem üblichen Lebensstandard frönen. Bekannt für ein solches Verhalten ist die Lebensstilgruppierung der LOHAS⁸. Sie betreiben einen ostentativen politischen Konsum, bleiben damit aber kaum unterhalb des etablierten Konsumniveaus, sondern überbieten diese oft sogar noch – weil sie höchste Anspruchsniveaus leben, anspruchsvolle Bildungsreisen machen, sich mit ökologisch korrekten, aber hochpreisigen und nach wie vor durchaus vielen Produkten umgeben, oft auch über ein eigenes Auto und stattliche Einfamilienhäuser verfügen. In diesen Lebensweisen ist nur der existenzminimalistische *Anspruch* sichtbar, nicht aber der gelebte Minimalismus selbst, es sei denn man lässt sich vom Öko-Luxuskonsum täuschen, bei dem die handbetriebene Brotmaschine für 2800€ attraktiv erscheint.

(b) Von der Vereinzelung hin zur Gemeinschaftsbildung

Ein mit der Distanz zum Geld eng verknüpftes, sehr wichtiges Element ist der Anspruch (hier allerdings weniger: die *Fähigkeit*) zum Teilen. Das Auto, falls es überhaupt eines in Reichweite gibt; viele Dinge des alltäglichen Gebrauchs, von der Nähmaschine bis zum Handbohrer (alles ohne Strom?!); Wohn- und Gartenflächen, von der Kräuterspirale bis zur Küche und dem Bad; auch Einkäufe oder ganze Haushalte – beinahe alle uns so

⁸ Das Akronym für Lifestyles of Health and Sustainability, also gesundheits- und nachhaltigkeitsorientierte Lebensstile; ist etwas in Verruf geraten durch den im Ansatz fundierten Widerspruch, besonders hochwertig einkaufen zu wollen, um die Natur zu schützen. Oft geht das nicht auf, sondern reproduziert nur auf neuen Wegen die übersteigerten Konsumanstrengungen.

wichtig gewordenen Alltagsgegenstände können geteilt werden, bis eine Art große Familie entsteht – so wie in den Kommunen Kaufungen o.a.⁹

All das Teilen bzw. das gemeinschaftliche Wirtschaften soll natürlich auch dazu beitragen, nachhaltiger, naturverträglicher zu Leben. Doch was von manchen als allzu hoher Kommunikationsaufwand mit permanent hohem Risiko des Scheiterns angesehen wird, will die idealtypische Existenzminimalistin als in der Tat zeitaufwändiges Miteinander, um andere Qualitäten ins Leben unserer produktivistisch-konsumistischen Vereinzelung zu bringen. Sie will ganz entschieden diesen Qualitäten der Mitmenschlichkeit in ihrem Leben Raum geben, denn sie ist überzeugt davon, dass die Fähigkeiten des Teilens und des Miteinanders in der Logik der in sich abgeschlossenen und vollständig fremdversorgten Mini-Ökonomien, die jeder Haushalt heute darstellt, entweder verloren gegangen sind oder vielleicht auch erst ganz neu erfunden werden müssen.

Gemeinschaftsbildung, *commons*-basiertes Handeln¹⁰ ist also auch Selbstzweck, ein ganz für sich selbst stehendes, ernsthaft verfolgtes Lebensziel, so wie es für andere Menschen wichtig ist, Familie und ein eigenes Haus zu haben oder viel zu reisen. Der *Commonalismus* strebt ein Leben mit der Allmende an, ist interessiert an Existenzweisen auf gemeinsam bewirtschaftetem Raum, arbeitet eigensinnig an der Herausbildung von Versorgungsgemeinschaften.

(c) Von der Fremdversorgung hin zur Selbstversorgung

Wer weniger Geld braucht muss weniger Lohnarbeit verrichten und hat infolgedessen mehr Zeit. Diese Zeit wird gerne mit anderen Menschen verbracht, und sie wird in nicht geringem Maße aufgewendet, um die eigenen und die gemeinschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Vieles wird in diesem Milieu wieder Selbstgemacht, man spricht von einer neuen DIY-Kultur, die nicht nur das Gemüse gärtnern hochhält, sondern auch das Nähen oder Basteln, vielleicht sogar die autonome Energieversorgung.

Das Ideal ist also urbane Subsistenz, die Selbstversorgung mitten in der Stadt.

Idealtyp – eine methodologische Notiz

Bevor wir nun mit dieser Typik in die Betrachtung baulicher Strukturen einsteigen, soll nochmals die Konstruktions- und Funktionsweise des Idealtypus etwas erhellt werden, um Missverständnisse zu vermeiden. Der hier vorgestellte Typus wurde aus einer Vielzahl von Aussagen und Haltungen verdichtet zu einer Figur, die wir so in der Realität kaum antreffen werden. Die Verdichtung will etwas zuspitzen, will eine Tendenz, die real meistens nebulöser und diffuser vorzufinden ist, zu einer prägnanten, leicht greifbaren Form konturieren. Dabei können holzschnittartige Vergrößerungen durchaus nützlich sein.

⁹ Vgl. zuletzt Steffen Andrae, Matthias Grundmann: *Gemeinsam. Eine reale Utopie*, Osnabrück 2012

¹⁰ Es gibt eine intensive Diskussion über Gemeingüter (Commons), Gemeinwohlökonomie, Gemeinschaftsbildungsprozesse usw.; vgl. Fn. 9 oder bspw. auch Silke Helferich u.a.: *Gemeingüter – Wohlstand durch Teilen*, Berlin 2009, http://www.boell.de/downloads/Gemeingueter_Report_Commons.pdf

Unser Idealtypus möge also leicht fassbar sein. Er ist aber keineswegs präskriptiv zu verstehen, unsere Minimalistin soll also nicht als ökodiktatorische Ikone fungieren, um anderen zum Vorbild zu dienen. In den folgenden Kontextualisierungsversuchen wird uns dieser Typus eine bewusst radikale Interpretation der suffizienz-avantgardistischen Lebens- und Bau- bzw. Wohnweise ermöglichen, die selbst in dem Milieu, aus dem dieser Typus gewonnen wurde, oft als überzogene Vorstellung eingeschätzt wird.

Deswegen werden auch immer wieder andere Kontexte vorgestellt, in dem der Typus nicht mehr als reine Form vorkommt, sondern wieder realistischer, verwäschener. Diese Beispiele haben dann realtypischen Charakter und sind vielleicht erträglicher, weil nahe am jetzt gelebten Alltag.

3. Wohnraum für den Existenzminimalismus

Wie sich unser Alltag, unsere gewohnten Infrastrukturen von diesen Idealen eines extrem naturverträglichen Minimalismus entfernt hat lässt sich erfassen, indem wir uns die 1929 von der Bauhaus-Gruppe gesammelten Wohnräume für das Existenzminimum ansehen; nebenstehend ein Beispiel:

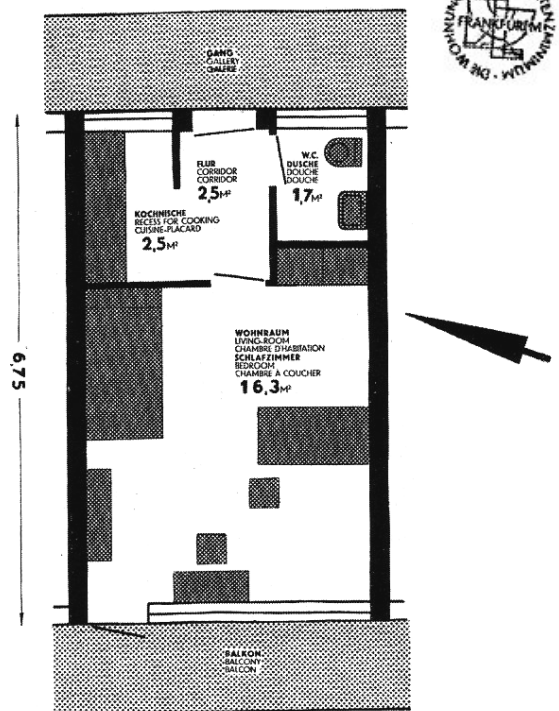
Die damals sehr modern wirkende „Ein-Raum-Wohnung für eine erwerbstätige Frau“ verfügt mit ihren 23 qm über eine kleine Kochnische und eine eigene Toilette mit Waschgelegenheit. Für den Wohnraum bleiben nach Abzug dieser Flächen und der für den Flur noch 16,3 qm.

Im Bauhaus-Katalog wird dieser Grundriss als eine gelungene Lösung vorgestellt, denn die kleine Wohnung ist hell und gut zu lüften, sie würde für ein „gesundes und wohnliches“ Zuhause ausreichen, so Ernst May in seinem Katalog-Text.

Ein knappes Viertel der kleinen Fläche wird allerdings für Funktionsbereiche aufgebracht, die sich die Existenzminimalistin von heute ganz oder wenigstens teilweise mit anderen *teilen* würden. Von der Gemeinschaftsküche über das gemeinsame Esszimmer bis hin zu gemeinschaftlich genutzten Bädern lassen sich alle Bereiche aus der departementalisierten Kleinraumwohnung auslagern und zu größeren, großzügigen Einheiten zusammenfassen.

Ähnlich und doch ganz anders war, so ist zu vermuten, die im Katalog erwähnte „erwerbstätige Frau“ aus Frankfurt noch auf ein Badehaus angewiesen, was Ende der 20er Jahre keine Seltenheit, sondern selbstverständlich gelebte Normalität gewesen ist. Das ging ganz ohne aufgeblasene Gemeinschaftsideologie, einfach begleitet vom Notwendigkeitgeschmack derer, die es nicht anders kennen. So illustriert das nebenstehende Bild – es wurde in den 1970er Jahren aufgenommen und ist

FRANKFURT A. M.



Pierre Bourdieus Untersuchung klassenspezifischer Lebensweisen entnommen¹¹ – sehr treffend den dort als typisch für untere Klassenlagen beschriebenen Notwendigkeitsgeschmack, der übrigens aufgrund seiner armutsnahen Schlichtheit einen heute nur noch sehr schwer zu erlangenden Niedrigwert für den Eco-Footprint¹² zu verzeichnen hat.

Das ureigene und ganz private, dann mit den immer fetteren Jahren auch noch geräumig gewordene Bad ist für die Menschen aus unseren saturierten Mittel- und Oberklassenlagen längst Realität, ja eine Art Bürgerrecht geworden. Doch unsere zeitgenössische idealtypische Existenzminimalistin würde es in ihrer Wohn- und Versorgungsgemeinschaft mit anderen teilen wollen, ebenfalls die Küche, und damit würde sich der Grundriss für den ihr persönlich zur Verfügung stehenden Wohnraum deutlich vereinfachen.

Deutlich komplizierter hingegen wird durch die Hinzuziehung der gemeinschaftlich genutzten Räume nicht nur der Grundriss des von ihr genutzten Wohnraums, sondern auch ihr häuslicher Alltagsbetrieb. Wie ist das Gemeinschaftsbad geschnitten und eingerichtet? Wie nahe muss das Gemeinschaftsbad am privat genutzten Wohnraum liegen? Mit wie vielen Commonarden will ich es teilen, mit wie vielen kann ich es überhaupt teilen, ohne das es zu Unannehmlichkeiten kommt? Wie sorgen wir für Hygiene und Ordnung, welche Standards legen wir für unser Bad fest und wie setzen wir sie durch? Wie werden Einkäufe geregelt, wie die Abrechnung für Wasser und Wärme, usf. – hier türmt er sich bedrohlich auf, der vom modernen Berufsmenschenentum gescheute anti-privatistische Intersubjektivismus mit seinem enormen Kommunikationsaufwand. Der Otto-Normalindividualist assoziiert an dieser Stelle, hin- und hergerissen zwischen Abscheu und Lüsterheit, die ausgehängten Klotüren der K1, die promiskuitiv geteilte Bettlager und Partner, die Phantasiewelt eines regressiv-polymorph-perversen Lebens in der Urhorde.

Derartige Phantasmen aus der Lebenswelt des Konsumindividualismus haben jedoch mit unserer idealtypischen Minimalistin nichts zu tun. Sie pocht durchaus auf Privatsphäre und ist allzeit bereit, sich für die Herstellung einer (neuen, anderen!) bürgerlich-*gemeinschaftlichen* Ordnung in die Bresche zu werfen.

Wir werden im Folgenden gelungene Arrangements an exemplarischen Objekten aufzeigen. Das Bad ist bei den existierenden Projekten stets ein heikler Punkt, ebenso wie die Gemeinschaftsküche und die nah- und fernräumliche Infrastruktur für eine gemeinschaftliche Selbstversorgung. In diesen vorhandenen Projekten werden diese Knackpunkte oft noch konventionalistisch gelöst bzw. umgangen. Im idealtypisch konstruierten Projekt lösen sie sich in der Trias Suffizienz – Subsistenz – Commonalismus zugunsten des neuen Lebensmodells auf.

¹¹ Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982

¹² Der Ökologische Fußabdruck setzt sich zunehmend als Standardmaß für individuelle Verbräuche durch; vgl. Mathis Wackernagel und Bert Beyers: Der Ecological Footprint. Die Welt neu vermessen, Frankfurt am Main 2011

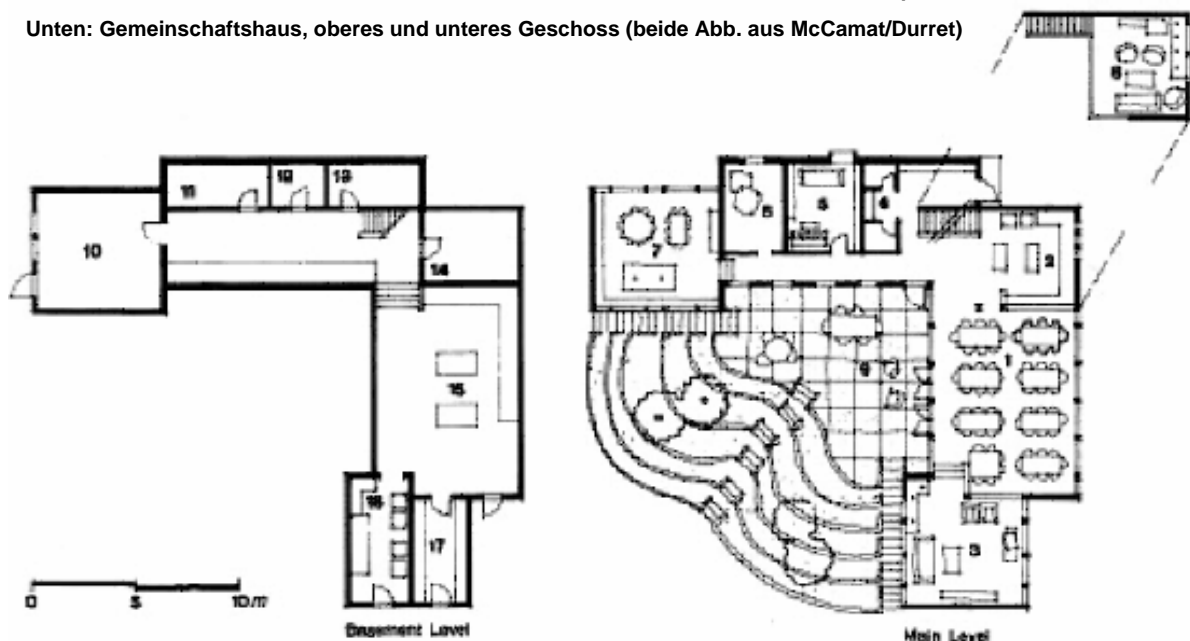
Der existenzminimalistische Wohnraumcluster I

Was gemeinschaftliches Wohnen bedeuten kann ist sehr schön am Grundriss des Trudesland-Projekts in Dänemark abzulesen. Die Anlage, die durchaus geeignet sein mag alle Träume unserer Existenzminimalistin zu erfüllen, umfasst 33 einzelne Wohneinheiten und einen großen Gemeinschaftskomplex. Dieser ist als das Herzstück des Cohousing-Wohnens konzipiert und beherbergt Terrasse, Essbereich und Küche (1, 2 und 9), eine Art Salon bzw. größeren Aufenthaltsraum (3), Toiletten (4) sowie diverse Gemeinschaftsräume für Kinder und Jugendliche, für Gäste, zum Lesen und Ruhen, zum Arbeiten, zum Lagern usw., die teilweise im untersten Geschoss liegen (5 bis 15). Autos bleiben am Rand der Anlage, die Wege zwischen den Häusern können sorglos von Kindern be-



Oben: Skizze des Wohnkomplexes

Unten: Gemeinschaftshaus, oberes und unteres Geschoss (beide Abb. aus McCamat/Durrett)



spielt werden. Die Randbereiche der eigenen Wohneinheit werden nicht etwa abgezaunt, sondern gerne mit einladenden Sitzgelegenheiten bestückt und dienen so den nachbarschaftlichen Schwätzchen, die – so die Aussagen der Trudeslander – sich mit der Zeit intensiviert haben und zu einem recht wohligen Gemeinschaftsgefühl beitragen.¹³

¹³ Vgl. Kathryn McCamant, Charles Durrett: Creating Cohousing. Building Sustainable Communities, Gabriela Island 2011

Nach eigenen Aussagen ist das Gemeinschaftshaus nicht nur gut für die soziale Kohäsion, also für die Stärkung des Zusammenhalts untereinander und die Entwicklung sozialer Kompetenzen; zudem zahlt es sich tatsächlich aus, denn die Versorgungskosten werden geringer, man kauft gemeinsam ein, geht seltener auswärts Essen usw.

Der Zuschnitt der einzelnen Wohneinheiten entspricht indessen – kaum überraschend – noch nicht ganz den Standards unseres Idealtypus. In der Trudeslander Realität hatte er sich an den Gepflogenheiten der herkömmlichen Einfamilienhaus-Existenz orientiert. Für die Minimalistin wäre das nicht angemessen, sie würde die Grundrisse für den zu hohen Flächenverbrauch kritisieren und für einen Neuzuschnitt votieren, der weniger Wohnfläche pro Kopf verbraucht, in den einzelnen Einheiten vielleicht auch keine große Einbauküche oder großen Bäder mehr vorsehen würde, denn hier kann ja noch mehr mit den anderen Bewohnern geteilt werden. Die Einheiten könnten so als Unter-Wohngemeinschaften funktionieren, hier würden sich die Minimalisten jeweils etwa zu Viert ein Haus mit einer kleinen Küche, einem Bad und vielleicht zwei Toiletten teilen. Der Hauptversorgungsraum könnte aber auch bei ihr das Gemeinschaftshaus sein, ganz so, wie es bei den Trudeslandern ja auch realisiert wurde.

Der existenzminimalistische Wohnraumcluster II

Es versteht sich eigentlich von selbst, dass die idealtypische Minimalistin eigentlich ganz froh wäre, wenn sie ihre Vorstellungen mit Gleichgesinnten verwirklichen könnte *ohne* neu zu bauen. Denn ihr Sinnen und Trachten gilt ja ganz der Naturbewahrung – jeder Neubau würde wieder neue Ressourcen verschlingen, schon gar wenn ein Abriss alter Bausubstanz davor stünde oder, noch schlimmer, naturnahe Fläche dafür geopfert werden müsste und der Zersiedelung und maßlosen Inanspruchnahme von Fläche dadurch Vorschub geleistet würde.

Allerdings fällt es ihr auch nicht leicht, unromantisch an die Gestaltung ihres Wohnraums heranzugehen – das trennt sie von den Prinzipien der kalt-modernistischen Bauhaus-Schulen. Eigentlich liebt sie das Lehmhaus oder den Strohballenbau, der Standort sollte geomantisch informiert gefunden werden und bei allen Rücksichten auf die Natur soll der Wohnraum nicht der Logik hocheffizienter „Klimakapseln“ gehorchen, sondern ein wahrhaft natürlich-menschliches Maß haben – rund, weich, mimetisch, permakulturell.

Im Zweifelsfall würde sie sich aber den Prinzipien der Moderne – Platten- und Skelettbau, effizient-einfache, klare Linien – überantworten und das geliebte Ornament, das Schmuckhafte und Fröhlich-Bunte, aber auch die tiefenökologisch inspirierte Natur-Architektur preisgeben oder lediglich im Inneren ihres Wohnraums aufleben lassen.

Wo beides sich vereinigen ließe, wäre sie am liebsten Zuhause.

Unser nächstes Beispiel stammt aus Hannover-Limmer. Aus den Ruinen alter Industrieansiedlungen, so unsere Annahme, müssten sich doch die grauen Energien, die als Ressource im Beton und in den Klinkern eingelagert sind, durch Sanierung für existenzminimalistische Daseinsweisen bewahren lassen.

Nebenstehend ist der Grundriss eines ehemaligen Bürobaus zu sehen, ein Zweckbau, so schmucklos und nüchtern wie man sich das nur vorstellen kann. Und doch ließe sich hier



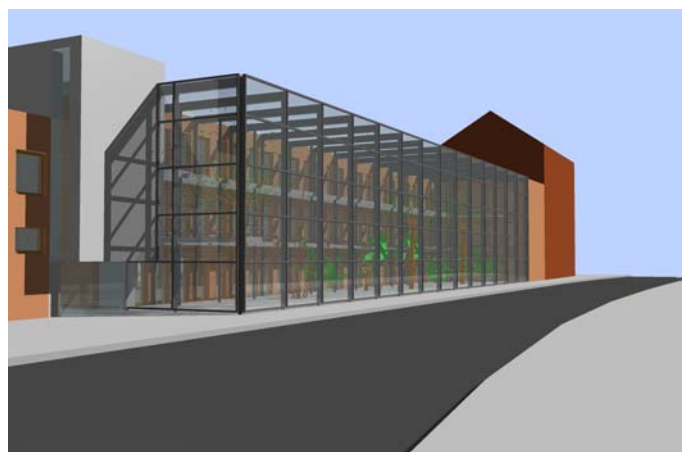
Modernistischer Industriebau in Hannover-Limmer – ein Fall für die existenzminimalistische Sanierung?

– mit einfachsten Mitteln – eine ansehnliche SelbstversorgerInnenengemeinschaft ansiedeln. Würde nur die Gebäudehülle ordentlich saniert werden, dann könnte sich in einem solchen Zweckbau eine Gemeinschaft den Raum nach den eigenen Vorstellungen einrichten. Mit ordentlich ist in unserem Kontext gemeint: nach den Maßstäben weitestgehender Subsistenz und Suffizienz. Selbstversorgung und Genügsamkeit spielen zusammen, wenn das Gebäude sich möglichst Off Grid, also ohne notwendig mit dem Strom- oder Fernwärmenetz verbunden zu sein mit Energie versorgt, d.h. alle benötigte Energie selbst produziert, vielleicht sogar einen Überschuss abwirft. Und neben die autarke Energieversorgung tritt die Ernährungssouveränität auf den Plan: es ist wichtig das Gebäude bzw. das Gelände so umzubauen, das es so weitgehend wie möglich zur Selbstversorgung mit Lebensmitteln befähigt.

In unserem Entwurf werden große Gewächshäuser und Dachgärten mit dem Gebäudeumbau geplant. Außerdem werden – insbesondere städtische – Freiflächen für urbanes Gärtnern und Landwirtschaften genutzt.



Gemeinschaftshalle Westflügel (Ansicht Norden)



Wohntrakt im Ostflügel (Ansicht Süden)

Das Gebäude würde als ein Oikos im klassischen Sinne, als Habitat für eine Versorgungsgemeinschaft betrieben – es ist Stätte für Freizeit und Arbeit. Für die Herausbildung des Oikos als Betrieb würde sich zunächst ein kleiner Kern der zukünftigen Bewohnergruppe konstituieren müssen, der erste Regeln für die Versorgungs-Gemeinschaftsbil-

dung ausbuchstabiert. Die Kerngruppe nimmt nach diesem selbst entwickelten Regelwerk Maß und teilt dann den verfügbaren Raum in private und gemeinschaftlich genutzte, vielleicht auch ganz öffentliche Flächen auf. Jede und jeder hat ein natürlich Anrecht auf Privatwohnraum, verpflichtet sich aber auch, den Gemeinschaftsraum zu ermöglichen. Denkbar wäre ein einfacher Schlüssel wie der: Auf jeden gemieteten Quadratmeter privaten Wohnraums muss ein halber Quadratmeter Gemeinschaftsfläche mit gemietet werden.

Für 22 qm Wohnraum müsste die Minimalistin also 11 qm Gemeinschaftsfläche dazu mieten. Der Anteil des zu mietenden Gemeinschaftsraums könnte noch gestaffelt werden, so das bspw. für eine Dreipersonenpartei (Elternteil mit zwei Kindern oder Paar mit einem Kind) auf 60qm Privatraum nur 20qm Gemeinschaftsraum entfallen müssten – hier entscheiden die selbst gegebenen Regeln der Familienfreundlichkeit oder andere soziale Kriterien. Die Gruppe könnte sich also vornehmen, bei der dann anstehenden Gemeinschaftsbildung zu versuchen, möglichst viele einer Generationskohorte anzusprechen oder auch mehrere Altersstufen zu betonen; sie könnte bestimmte Lebenslagen favorisieren oder deren Vermischung, also etwa Familien, Alleinerziehende oder Alleinstehende besonders ansprechen, u. dergl. mehr. Möglichkeiten der Aufteilung und Bemessung gibt es viele, entscheidend für die Minimalistin ist, dass die verfügbare Fläche mit möglichst vielen geteilt wird, dass die Gebäudestruktur einen Niedrigenergie- und Selbstversorgungsalltag ermöglicht und dass die von der Kerngruppe formulierten Ansprüche an den Gemeinshaushalt auch gut umzusetzen sind.

Steht die Grobplanung, geht es an die Gründung der Gemeinschaft. Hier werden die Kandidatinnen kennen gelernt, die Grundrissmöglichkeiten erörtert, die Gemeinschaftsflächen funktional definiert: wenn es neben der großen Gemeinschaftsküche noch einzelne Küchen in der Nähe der Wohneinheiten gibt, wie sehen die aus, werden sie in die Gemeinschaftsfläche mit einbezogen oder gelten sie als Privatraum? Gleiche Fragen stellen sich für Bäder und Toiletten. Und wer betreibt die Gemeinschaftsküche? Wer baut die eigenen Lebensmittel an, wird vielleicht gleich eine Solidarische Landwirtschaft mit entwickelt? Gibt es Gemeinschafts-Kinderräume oder eine Kita, gibt es kleine Werk- und Arbeitsstätten, gar ein Backhaus, einen Vorratskeller für Einkochtes und selbst gemachten Cidre und Wein?

Überleitung vom theoretischen Idealtypus zu den praktischen Gegebenheiten

Die „commonistische“ Selbstversorgungsgemeinschaft für genügsame Wohn-Minimalisten ist, wir haben das mehrfach betont, ein zugespitztes Ideal. Wir wissen nicht, wie viele Menschen derzeit wirklich gerne so wohnen und leben wollen – viele sind es nicht, es handelt sich um eine kleine Lebensstil-Avantgarde. Selbst im Milieu der engagiertesten gut verdienenden Nachhaltigkeits-Apostel finden wir dieses idealtypische Modell kaum als gelebte Praxis, einmal weil es solche Projekte kaum gibt, zum anderen weil im Alltag die Ansprüche doch andere sind als in den gerne geführten Reden über „Maß halten“ und „Genug haben“. Nein, gerade hier in den Milieus der saturierten Umweltbewussten wird ja gerne zu Zweit auf über 100qm gelebt, man ist weltoffen, man braucht Luft und Bildung,

also auch die Bildungsreise, die Mobilität, man versteht ja den Globus als den eigenen Wirkraum etc. – wir hatten diese allgegenwärtigen Misfits zwischen Anspruch und gelebter Wirklichkeit oben schon erwähnt.

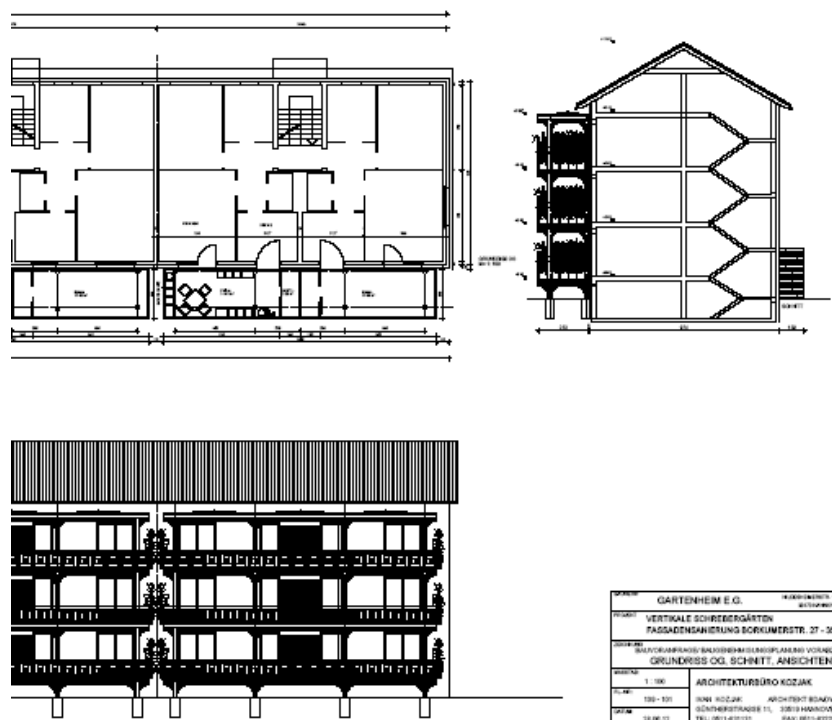
Weil wir hier aber die Ideale der idealtypischen Minimalistin nicht nur theoretisch, sondern auch für unsere gelebte Realität wichtig finden, weil uns Selbstversorgung, Genügsamkeit und Gemeinschaftsorientierung prinzipiell unterstützenswerte Tugenden zu sein scheinen gehen wir im nächsten, abschließenden Schritt dazu über, einige Elemente des skizzierten Typus gleichsam als lockere Applikationen auf vorhandene Kontexte und Konstellationen zu übertragen. Wir versuchen mit diesen Exportleistungen nicht, anderen Menschen ein fremdes Ethos überzustülpen, sondern es geht darum zu sehen, ob einzelne Elemente des existenzminimalistischen Idealtypus die Lebensqualität in vorhandener Bausubstanz steigern könnten – und zwar besonders aus der Sicht derjenigen, die sich *nicht* als Existenzminimalisten verstehen.

Existenzminimalismus im Mehrfamilienhaus: Balkone für Subsistenz-Flächen

Nehmen wir einen vorhandenen Bestand, ganz normale Wohnungen mit um die 50 qm in einem ganz durchschnittlichen Wohngebiet. Für unsere „Idealtypin“, die so radikal wie eben auch selten ist, müssten wir die Zuschnitte völlig neu organisieren und eine Hausgemeinschaft gründen, die sich mit jeweils wenig Privatraum begnügt und stattdessen einen möglichst hohen Anteil an Gemeinschaftsflächen zu Selbstversorgungszwecken einrichtet.

Das scheint wenig sinnvoll für die Realtypen unseres Durchschnittsgebiets, von denen wir allerdings wissen, das sie hinsichtlich ihres sparsamen Ressourcenverbrauchs, der von den ökonomischen Gegebenheiten her nun mal begrenzt ist,

viele verbalradikale Idealtypen leicht in den Schatten stellen könnten. Was hier gut ankommen würde wäre ein Umbau, der nicht einschränkt, sondern zusätzliche Optionen eröffnet, die mit der gegebenen Lebensweise kompatibel sind. Nebenstehend ist die Idee visualisiert, Balkonflächen in großem Maßstab verfügbar zu machen, um ein wenig Selbstversorgung zu ermöglichen und auch mit dem Leben draußen eine andere Art der Hausgemeinschaft zu



PROJEKT	GARTENHEIM E.G.	PROJEKTLEITER	PAUL KÖZAK
STADIUM	VERTIKALE SCHREIBERGÄRTEN FASSADENANWEISUNG SCHREIBERSTR. 27 - 35	PROJEKTLEITER	PAUL KÖZAK
INHALT	RELIEFANWEISUNG, BALCONIEANWEISUNG, PLANEINRICHTUNG, VERBUNDEN GRUNDRISS OGL. SCHNITT, ANSICHTEN	PROJEKTLEITER	PAUL KÖZAK
MASSSTAB	1:100	ARCHITECTURBÜRO KÖZAK	
PROJEKT	100 - 101	ARCHITECTURBÜRO KÖZAK	
STADT	100 - 101	ARCHITECTURBÜRO KÖZAK	
DATUM	10.06.12	ARCHITECTURBÜRO KÖZAK	

etablieren. Die „vertikalen Schrebergärten“ würden dazu einladen, einen eigenen kleinen Lebensmittelanbau direkt in der eigenen Wohnung zu beginnen – besonders wenn flankierende Bildungsarbeit und kleine Infrastrukturmaßnahmen dieses Nutzungsmuster unterstützen würden.

Leicht sind Varianten denkbar, die auf eine Radikalisierung des Subsistenz-Flächen-Konzepts für den Bestand hinauslaufen. Die vertikalen Schrebergärten würden noch stärker zum Lebensmittelanbau einladen, wenn die Sphäre einer nachbarschaftlichen Selbstversorgungsgemeinschaft von einer neu aufgebauten attraktiven Infrastruktur her nahe gelegt wird.

Im nächsten Entwurf sind vertikale Gärten zu sehen, die noch weiter, noch radikaler in die Landschaft hineinreichen. Die Wohnungen werden mit der neuen Balkon- bzw. Gartenfläche um über 15 qm erweitert. Je zwei vertikale Gärten verlaufen in der Länge parallel, so dass eine mit den Nachbarn geteilte Stirnseite entsteht.

Stilistisch sind die Bauten angelehnt an die Balkone und Erker im French Quarter von New Orleans. Vielleicht entstehen so ja Assoziationen von Big Easy und entsprechend neue, von einem anderen, herabtemperierten Lebensstempo herrührende Slow Food-Ambitionen; jedenfalls aber sind die filigran gewundenen Balkongeländer und die farbenfrohen Intarsien durchaus dazu angetan, die minimalistisch inspirierten Innovationen nicht mit grauem Verzicht, sondern mit freudigem Gewinn an Lebensqualität in Verbindung zu bringen.



Existenzminimalistische Flächennutzung

Nicht alle Ansprüche der Minimalisten werden den Mainstream begeistern können; einige sind aber relativ konsensfähig. So der Gedanke, gemeinschaftlich in den eigenen Wohngebieten zu gärtnern, dadurch Sozialkontakte zu verbessern und auch eine bessere Ernährungsnormalität durchzusetzen. In vielen Wohngebieten wäre es leicht möglich, die Flächen für die Anwohnerinnen und Anwohner zu öffnen und so den eigensinnigen Prozess der Gemeinschaftsbildung in Gang zu setzen. Nebenstehend ist eine Grünfläche zwischen zwei



Hauszeilen zu sehen, die im Jahre 2013 - 2014 neu angelegt werden soll. Zusätzlich zu einer möglichen gärtnerischen Aktivität auf den Balkonen der „vertikalen Schrebergärten“ bestünde für die Anwohner zusätzlich noch Möglichkeit, im Sinne der Selbstversorgung gärtnerisch aktiv zu werden und weitgehend selbstverantwortlich die Fläche zur Edible Landscape, zur erntebaren Landschaft umzugestalten.

Gewiss sind Gärten in Bürgerhand nicht immer stabil, und meist entsprechen sie nicht den gewohnten Rastern, mit denen wir über öffentliche Räume urteilen. Es sollten denn auch klar sein, dass bei jedem so garteten Projekt Kulturarbeit geleistet werden muss, denn nichts ist heute weniger selbstverständlich als eine Allmende und der Kommunikations- und Verständigungsaufwand, den eine Gemeinschaftsfläche erforderlich macht. Wir hoch-individualisierten Affluenzler sind kaum noch in der Lage, eigene Bedürfnisse herabzu-temperieren oder umstandslos einem Gemeinschaftswillen unterzuordnen. Aber die in den letzten Jahren in Deutschland entstandenen Gemeinschaftsgärten zeigen, dass man hier einem Trend folgen kann. Glücklicherweise sind diese Gärten – anders als dieser Tage in Griechenland oder Spanien oder schon lange in den Armutsvierteln der Megacities – nicht das Produkt der reinen Not, sich wieder selbst versorgen zu müssen. Aber es scheint, als würden solche Praktiken als Emergency Designs (Yana Milev) auch von Menschen eingeübt, die es *noch* nicht nötig haben. Und entscheidend ist, dass derartige als solche kaum intendierten Notfall-Übungen im Hier und Jetzt mehr Zusammenhalt, Freude und Zufriedenheit bringen können. Existenzminimalismus fällt uns nicht leicht, aber man sollte, kann und muss ihn üben – und dabei erfahren, dass er nicht nur lebenswert ist, sondern auch schlüssige Antworten auf offene Fragen unserer jetzigen Zeit bereithält.

Diese Arbeit ist nicht abgeschlossen, sondern ein Zwischenergebnis. Sie ist das Produkt gemeinsamer Gespräche, die im Jahr 2012 vom Autor, Dr. Thomas Köhler, Pestel Institut und Transition Town Hannover e.V., zusammen mit Dr. Günter Haese und Dipl.-Ing. Eva Saecker von der Gartenheim eG sowie Dipl.-Ing. (FH) Judith Schwedler von Transition Town Hannover e.V. geführt wurden. Wir danken ganz herzlich den vielen anderen, mit denen wir geredet und an diesem Thema gearbeitet haben, für Rat und Tat.